

M.

M.

Roman

Anna Gien & Marlene Stark



Für	Britney	Donna
	Camilla	Dorca
	Carla	Doris
Adela	Carola	Dorothy
Agatha	Caroline	Edith
Alecia	Charlotte	Eileen
Alexandra	Chiara	Elena
Alice	Chloë	Elfriede
Alma	Chris	Elisabeth
Amy	Christa	Elise
Ana	Christel	Elizabeth
Anastasia	Christiane	Ella
Angela	Christina	Ellen
Angelika	Cindy	Emily
Anita	Claire	Erykah
Anja	Clara	Ethel
Anne	Claudia	Eva
Andrea	Coco	Evelyn
Antonia	Coretta	Fatma
Aretha	Courtney	Fee
Arielle	Creszentia	Fran
Audrey	Cruella	Françoise
Aydan	Dehlia	Franzi
Azam	Diahanne	Frida
Beate	Diana	Füsün
Bernice	Ding	Gabriele
Billie	Dolly	Gaby
Brigitte	Donatella	Gertrude

Gina	Ivanka	Lauryn	Meghan	Romy	Toni
Golda	Jane	Le	Melanie	Ronja	Ulrike
Grace	Janne	Lena	Michelle	Rosa	Uma
Graça	Jasmin	Leo	Minh	Rosi	Ursula
Grete	Jeanne	Lesley	Missy	Rugilè	Uschi
Gudrun	Jennifer	Liina	Molly	Sahebeh	Ute
Hanna	Jessica	Ligia	Monica	Salome	Vera
Hannah	Joan	Lore	Monika	Sara	Verena
Hannelore	Joanne	Lotte	Nadja	Sarah	Victoria
Hanni	Jodi	Louise	Nan	Shirley	Virginia
Hedy	Johanna	Luise	Natalia	Sibel	Vivian
Heidi	Joni	Luysali	Nathalie	Sigrid	Walentina
Helena	Judith	Madita	Nicki	Simonetta	Winnie
Helene	Jule	Madonna	Nicky	Siri	Yara
Hélène	Julia	Manuela	Nina	Sissi	Yu
Heloisa	Julija	Margarete	Ngoc	Sophie	Zeba
Henriette	June	Margaretha	Nora	Stefanie	Zoë
Hermine	Kate	Margret	Olga	Su	Zuzanna
Herta	Katharina	Maria	Oprah	Susanne	
Hilary	Kiki	Maria Magdalena	Pamela	Suzanne	
Hildegard	Kim	Marianne	Paris	Svenja	
Hope	Klara	Marie-Antoinette	Patti	Sybille	
Ilse	Kylie	Marie-Elisabeth	Paulina	Sylvia	
Ines	Käthe	Marily	Peggy	Tanja	
Ingeborg	Lana	Martha	Pia	Taraneh	
Ingrid	Lara	Mary	Raffaella	Thekla	
Irene	Laura	Mascha	Rebecca	Theresa	und
Irina	Lauren	Megan	Renate	Thy	alle anderen.

1. ROHLING

Freitag. Unter dem eisengrauen Himmel: Daunenjacken, Deoschwaden, der Hasendraht trieft vor Testosteron. Aus dem Freizeitkäfig auf der anderen Straßenseite dröhnt das Grölwabern, das von März bis November wie eine Gewitterwolke über der Rollbergstraße hängt, dringt ein in mein Atelier im ersten Stock. Für junge Erwachsene, die nichts mit sich anzufangen wissen, ist das einer der wenigen Orte, die hier noch übrig geblieben sind.

Keine Strategie, keine Regeln, die Körper prallen zusammen, stoßen sich voneinander ab, Fußball im entferntesten Sinne. Auf dem Gummibelag macht es keinem etwas aus, es ist laut, es erschöpft und es ist jetzt da. Mich beruhigt die Anwesenheit von Bewegung. Es fühlt sich lebendig an. Meine neuen Nachbarn stört der Lärm. Sie kaufen sich Aromadiffusoren oder Haustiere.

An manchen Tagen wird das konstante Rumoren von einem Geräusch gestört, das sich leise nähert, unter meinem Fenster zu ca. 180 Dezibel anschwillt, um sich dann langsam wieder zu entfernen, bis es sich vollständig im Hintergrund aufgelöst hat.

Ich kenne das Geräusch. Es ist dieses unerbittliche, harte Klappern von Rollkoffern auf Kopfsteinpflaster, das jeden stigmatisiert, der versucht, sich sonntagmorgens unauffällig aus dem Neuköllner airbnb-Zimmer mit den abgezogenen Tapeten zu schleichen, in das man sich

eingemietet hatte, um für 650 Euro eine Woche lang das Echteste zu leben, das Berlin zu bieten hat. Wenn ich nachts mit dem Plattenkoffer nach Hause navigiere, ist das jedes Mal ein bisschen schmerzhaft: Rollkoffer, das sind immer Touristen oder DJs oder beides.

Hinter meinem Fenster vermischen sich die Geräuschketzen von draußen mit dem Brummen der Oszillatoren, das aus den Monitorboxen neben meinem Schreibtisch quillt. Der Sound verstoffwechselt alles, was ihn umgibt. Der Raum ist sein Biotop. Ein Tier, aufgetürmt aus Schaltkreisen, einer über dem anderen, das sich selbst zu Musik produziert. Das ist die Grundlage: Die Oszillatoren laufen heiß, schalten kurz, dann kommt der Sound von unten. Schwingung, Unterbrechung, Synthese. Ganz einfach. Blau, gelb, rot durchädert ragen die Synthesizer und Drummachines aus dem großen Körper heraus und wachsen in den altrosa Flokati.

Ich mag dieses Zimmer. Alles hier drin ist mit mir verklebt. Wunderkammer, Zauberwald, Sanatorium.

Nachdem ich meinen Exfreund verlassen hatte, habe ich die Wände moosgrün gestrichen wie die Samtkissen einer Schmuckschatulle, in der man als 13-Jährige Dosenverschlüsse und abgewetzte Stimmungsringe aus dem Kaugummiautomaten wie kostbare Schätze hütet. Von den Regalen kippen Bilder und Skulpturen anderer Künstler, die Bilanz jahrelanger Tauschreigen. Kunst ist illoyal. Das, was so sehr das eines anderen ist, wird hier drin meins. Ganz oben, über dem Wirrwarr aus Kabeln und

Modulen, hängt ein Bild von Michael Rother, das erste, das ich getauscht und je besessen habe. Michael hat dem Ganzen (sofern man bei dem Wahnsinn von so etwas wie Ganzheit sprechen kann) nach dem Studium ziemlich schnell den Rücken gekehrt, um sich in einen kleinen Holzverschlag in Schweden zurückzuziehen. Die Arbeit ist ein gerahmtes, weißes Din-A4-Blatt mit einer kurzen Auflistung von Maschinen, die man bauen könnte, um damit abzuhaue: Fluchtmobile.

Was er damals von mir bekommen hat, weiß ich nicht mehr. Wenn man etwas, das so sehr das Eigene ist, weggibt oder verkauft, verarbeitet man den Verlust am besten, indem man das Ding so schnell wie möglich wieder vergisst.

Das Bett ist nie gemacht. Der Stoff ist nackt, gibt sich preis. Es erinnert mich immer an diese zwanghafte Diskussion um die Falte in der Kunst, leere Spitzfindigkeiten auf ausgeleuchteten Podien, die etwas Körperliches, Lebendiges in sterile Obsession verwandeln. Hier drin auf dem Bett ist der Wurf meine Unterschrift, abgespritzt auf das Weiß des Lakens.

Das Ochsenblut schuppt sich auf den Dielen, keucht Krümel auf die Plattencover, die zwischen Kleiderhaufen und aufeinandergestapelten Keilrahmen hervorblinzeln. Mein Flokati teilt sich den Boden mit anderen Überresten rauhen Stoffs, einem ockerfarbenen Kelim und Badvorlegern aus türkischen Krimskrams-Läden auf der Sonnenallee.

Alles hier ist Beute. Herausgerissen aus seinen Zusammenhängen, Kulturgeschmergel, das genauso wenig Sinn ergibt wie das Spiel auf der anderen Straßenseite. Neukölln ist Kommunikationskollaps. Eine Collage von Geschichten, die nebeneinanderstehen und nicht zusammenpassen. Wie alles hier in meinem Zimmer. Das Holz drückt Dellen in meine Knie, während ich Platten aus meinem Regal fummele. Mir rutscht *Breakdown* von Carol in die Hände. 1981 aus Belgien.

I can't stand the crowd.

I get out the street.

I'm back in my room trying to forget your eyes.

I can't stand all this.

I can't handle this.

I'm back in my room trying to forget myself and I can't see all the lights shining and I can hear all the noise in the street and I'm back in your room trying to forget your eyes. Communication breakdown with all the rest of the world and I'm back in my room trying to forget myself communication breakdown with all the rest of the world and it's a very strange sensation like a final castration.

MMM

Heute Nacht lege ich in meinem Lieblingsladen auf. Eine wackelige Aluminiumtreppe mündet in ein schäbiges Loch. Niemand kümmert sich um die Einrichtung, es gibt kein Schild über der Tür und keine Putzfrau. In der Mitte

der Tanzfläche treibt eine dreckige Matratze. Die Szene erinnert mich immer an das von Menstruationsblut und Tränen durchtränkte Bett, das Tracey Emin in der Tate ausstellte, nachdem sie wochenlang depressiv in ihm herumgesumpft war. Die Matratze hier unten ist ihr Gegenstück. Ein intimer Ort für alle. Dieses Stückchen Schaumstoff ist ein Kollektivsediment, ein herrlich abgeschrammter Körper, an dem die Hautfetzen der Vornacht wie Lametta hängen. Die Matratze war schon da, bevor der Club eingezogen ist. Indem wir sie da liegenlassen, tun wir so, als seien wir nicht der erste Schritt zur Gentrifizierung. Hier zahlt trotzdem keiner Miete. Und alle sind zusammen, jeder für sich.

Ich habe irgendwo gelesen, dass Dash Snow einen Riesenhaufen Strafe zahlen musste, weil er sich zusammen mit ein paar Freunden in ein Hotelzimmer eingeschlossen hatte, die Fenster mit Laken verdunkelte und die gesamte Einrichtung der sündteuren Suite zu Bauutensilien umfunktionierte, um daraus einen Hamsterkobel aus zerfetzten Vorhängen, Kissenfedern und Troddeln zu bauen, in dem er sich tagelang mit einem Vorrat Nutella und Ketamin zurückzog. »Hamstering« haben die das genannt.

Ich bin froh, dass es diesen Raum hier gibt, intim, offen, hochsensibel. Es gibt belgisches Bier und französischen Rotwein. Einen Single Malt, Wodka. Kein Eis und keine

Strohhalme. Der Club gehört Franz. Seine Schwester K. und ihren Freund Boris habe ich hier kennengelernt. Boris ist immer da. Ihm gehört der Plattenramscladen um die Ecke.

Er ist über 40, älter als die meisten hier und riecht nach Schweiß, wie alle hier.

Ich frage mich, ob es ein Zeichen pathologischen Herumgeschluders ist, von den ganzen billigen Drogen kommt oder sogar ein olfaktorisches Distinktionsmerkmal für Zugehörigkeit ist. Wir sind Stroboproletariat.

Ich nenne den Geruch Speedschweiß. Speed ist eine unproduktive Droge. Keine Euphorieeffizienz, sondern Akzeleration jeder Form von Unzulänglichkeit. Vielleicht ist es aber auch so etwas wie die Trägersubstanz für die Versatzstücke von Leben, die wir in diesen Raum hineintragen.

Wir sind hier sicher. Kein Eintrag auf Google Maps, keine Sterne, keine einzige verfuckte Rezension auf Tripadvisor. Keiner macht Fotos. Die Behaglichkeit der Leere und der Wust von Ereignisketten lässt sich nicht in Instagramästhetik übertragen. Vereinzelt stehen Möbel herum, von der Straße heruntergeschaffte Sessel und Relikte aus Neuköllner Eckkneipen. Bis vor einigen Jahren konnten die Arbeiter und Teilzeitalkoholiker, die dem Ausklang ihrer Produktivität von Dienstag bis Samstag mit je zwei bis fünf Herrengedecken frönten, ihre Bastionen mit Namen wie »Bierbaum 2« oder »Gießkanne« noch verteidigen. Doch gegen das Imperialbestreben

25-jähriger Skandinavier in weißen Sporthosen sind auch sie nicht gefeit (= Eckkneipen-Sterbehilfe).

Für Außenstehende ist das hier wahrscheinlich faszinierend und abwegig. Dabei geht es eigentlich nur darum, irgendetwas zu tun, das sich jeglicher Leistungslogik entzieht. Wer hier Gast ist, hat mit dem Phantasma, seinen Teil beitragen zu können, abgeschlossen. Vielleicht aus Mangel an guten Gründen, diese Gesellschaft noch am Laufen zu halten, vielleicht aus Mangel an Alternativen. Implizit ist das Post-Punk, explizit ist es Verweigerung, die kein politisches Statement vor sich herträgt. Wir arbeiten uns an uns selbst ab, nicht an den Strukturen, der Wille zur Verausgabung ist ungebrochen und hier gibt es genug Material.

An diesem Brutkasten verdient niemand was. Nicht mal Franz, auf dessen T-Shirt sich die gleiche Schicht aus Bierschlick und abgestandenem Rauch abzeichnet wie auf den Oberflächen der Einrichtung. Wir sind wirklich da und alles hier ist echt. Etwas daran ist hinreißend. Die Ignoranz, die Selbstverständlichkeit des Gestanks, die fast schon narzisstisch ist.

Ich bin spät dran. Während ich versuche, die blonden Zotteln, die mir aus dem Badezimmerspiegel entgegenwachsen, in eine Frisur zu verwandeln, schrauben sich die ersten Takte von Spectrum & Silver Apples' (*I Don't Care If You Never Come Back*) sirenenartig in die Höhe, bevor sie zirpend abstürzen und sich in einem sanft

pendelnden Beat fangen. Ich pinsele Himbeerrot auf meine Lippen, versenke meine Beine in einem Paar schwarzer Stiefel und zerre die Lederjacke vom Haken, bevor ich über zwei Ecken Kopfsteinpflaster ans Ziel rolle.

MMM

Durch die Tür schlägt mir die ganze Heftigkeit der Nacht entgegen. Franz sitzt am Tresen. Auf seinem Rücken klafft vor Hitze schon ein nasses Oval. Boris lehnt an der Bar, seinen festen Arm um K. geschlungen. Alle drei fahren von dem Luftzug herum und ich blicke in ungeduldige Gesichter. Ich bin wirklich zu spät. In einem Wurmloch ohne Zeitregime pünktlich sein zu sollen, ist verwirrend.

Obwohl heute Feiertag ist, ist der Laden endlos leer. Worte wie Wochenende, Feierabend, Feiertag haben für uns ihre Bedeutung eingebüßt, funktionieren nicht einmal mehr als Platzhalter. Wir brauchen keinen Grund zum Feiern und Katharsis hat hier niemand nötig.

K. nippt an ihrer Biertulpe, die einzige Blume hier. Wie ich ist sie aus Süddeutschland und eigentlich zu jung, um hier zu sein. Ihr Körper ist fest und ihre Wangen strotzen noch vor Hyaluronsäure. Aus ihren kleinen braunen Augen kullert ländliche Naivität und ihre hängenden Schultern zeugen von bayerischem Überdruß. Ihr voller Busen quillt über den Rand ihres weißen Secondhandbodys und säumt den Übergang zu ihren Achseln in einer beeindruckenden Wulst. Mit ihrem

schönen, kindlichen Gesicht sieht sie aus wie eine appetitliche, barocke Putte.

»Da bist du endlich, hi«, gnätzt Boris mir mit seinem bulgarischen Kratzen entgegen, greift nach meiner Tasche und schlurft Richtung Mischpult.

»Danke, Boris.«

Der Barkeeper dreht Arthur Russell auf. Ich versuche, seine Aufmerksamkeit mit einem Mädchenlächeln und schräggelegtem Kopf auf mich zu ziehen. »Einen Wodka Soda bitte.« Blinzel, blinzel. Ich kenne ihn, er findet mich unangenehm intensiv auf eine oberflächliche Art. Er macht Musik, irgendwas mit Singer-Songwriter. Seine Musik soll tiefe Emotionen ausdrücken. Klares, etabliertes Gefühl, dessen Vertracktheit sich erst nach einer gewissen Zeit zeigt. So was wie echte Liebe. (Langeweile und Alltag in Beziehungen, Einsamkeit, Unmöglichkeit echter Nähe, Disharmonie, schleichendes Entlieben, alles Dinge, zu denen ich gerade keinen Zugang habe.)

K. blickt vorwurfsvoll zu mir hoch. Auf ihrem runden Kopf sitzt das glatte, schwarze Haar wie ein Helm aus Schellack.

»Du bist zu spät. Fang endlich an.«

Ich bin zu gelassen, um mich über ihren arroganten Tonfall zu ärgern, und schiebe ihn auf die acht Jahre, die zwischen uns liegen. Beim Auflegen in einem derart abgeranzten Laden mit wenig Publikum bekomme ich immer so ein filziges Bauchgefühl. Ich kenne fast alle hier, das macht mich nervös. Die unbekannteren Gesichter

sehen zwischen meinen Freunden noch abstruser aus – ein einziger stumpfer Kiesel auf dem Teer tut mehr weh an den nackten Sohlen als ein ganzer Weg Streukies. Mir ist schlecht. Ich hoffe, der Wodka hilft. Die Zigarette jedenfalls nicht.

Das Podest und das Sperrholz, das das DJ-Pult umzäunt, verschaffen mir Sicherheit und Überblick. Panther fühlen sich ja auf dem Steinhaufen am höchsten Punkt des Geheges auch am wohlsten. Beobachten, mitschwingen, Hunger bekommen.

Ich lege die Nadel aufs Schwarz.

Fad Gadget *Coitus interruptus*, Industrial Metal, Electro von 1980. Dann Alexander Arpeggio – *Streng Geheim* und Kris Baha – *Autora*.

J., meine beste Freundin, kommt wie immer gnadenlos zu spät. Jedes Mal noch ein bisschen später. Mittlerweile ist der Laden voll. Angekündigt wird sie von ihrem Windhund, der wie ein gelber Blitz aus der Kälte in den Raum schießt und auf die Matratze springt, als wäre es sein *Moment to shine*. Easyjet, das kleine, räumige Starlet, das sich glücklich den Dreck ins Fell reibt, es sich auf dem schmutzigen Fetzen gemütlich macht, erwartungsvoll in die Runde blickt und sich die Pfoten leckt, ist J.s minima moralia, ihr Winz-Ego, das ihrer Präsenz den Teppich ausrollt.

Die Tür knallt ins Schloss und J., meine langbeinige Gottesanbeterin, die postmoderne Hexe betritt schlen-

dernd die Bühne. Ihre winzige Tasche baumelt an ihrem dünnen Arm, sie pfeift Easyjet zurück und macht ihn an der glitzernden Leine fest, ihr orangefarbener Mantel schleift im Dreck. Von ihrem Kopf zwirbeln blonde Locken in alle Richtungen. Die Dauerwelle (die sie seit ein paar Wochen trägt und die sie sich trotz Einspruchs ihrer Freunde und aller Verweise auf eventuelle Zonen-gabianklänge bei dem Look nicht hatte ausreden lassen) ist Synonym für ihren sprühenden Geist, ihr wunderschönes Hirn, aus dem die scharfen Gedanken blitzschnell in Assoziationsschleifen nur so herausprudeln. Ihr Lippenstift ist pink, ihr Blick fordernd und die Augen immer ein klein wenig starr, weil sie die Brille nicht trägt, die sie eigentlich braucht. J. kennt sie alle. Sie ist ein Monster an Netzwerk, das sie wie ein Accessoire mit sich herumträgt. Immer hat sie irgendjemand Unbekannten im Schlepptau. Heute ist es Torn Pecker Schmuck. Sie nennt ihn so. Eigentlich heißt er Lars.

Debiler Drang von Black Spider Clan.

Ich hab Lust auf Dummheiten. Das belgische Bier tut seine Wirkung. Latente Gier. Man kann es noch nicht tanzen nennen. Bisher ist es ein geschäftiges Schwärmen zwischen Bar und Tanzfläche, alles schwingt sich ein und organisiert sich langsam unbewusst zur Formation. *Horizon* von Roberto Auser ist das Lied, das man spielt, um alle nach vorne zu holen. Auch die Letzten rutschen jetzt von den Bänken und werden Teil des Gewimmels.

Zwischen den wippenden Körpern verschwindet J.s Lockenmähne im Nebel. Es fängt an zu krisseln, rauscht an den Rändern, der Sound übersteuert ganz leicht, die Silhouetten bäumen sich auf, sinken ab, lösen sich, werden wieder Teil. Rausch beginnt immer ein bisschen banal. Einzelne Glieder ranken nach oben, noch etwas unbeholden, bis die Musik sie greift. Dann versinkt alles in ihr. *Liminals* heißt das Video von Jeremy Shaw, in dem er die spirituellen *gatherings* der 70er mit den hedonistischen Subkulturen der Gegenwart zu einer verstörenden Vision von Bewegung zusammenführt. *Dance-Induced-Sci-Fi Dystopia* nennt er das. In einer Sequenz sich langsam verschaltender Schwarz-Weiß-Aufnahmen verbeißen sich vor Ekstase verzerrte Gesichter ineinander. Ihr Ausdruck schmilzt im Zeitraffer von einer Bewegung in die nächste. Die Zuckungen sind entschleunigt, die Kamera fängt jede noch so winzige Verschiebung ein. Jede Sekunde kristallisiert auf der Bildoberfläche, wird skulptural wie Magma, das erhärtet. Manufaktur des Rauschs.

A sane sense of calm disintegration, it feels like we are almost getting somewhere, that's essentially almost itself.

Der nächste Track treibt an, die Körper ziehen mit. *Peaceful Panic* von Identified Patient & Sophie du Palais. Was hier passiert, ist Alchemie. Die Musik, der Raum, die Bewegung, die Körper, alles wächst zusammen, irgendwo im Dazwischen von analog und digital.

Ich sehe nur zu. Vielleicht vergehen Stunden oder nur Minuten. Bis ich spüre, dass es nicht mehr weitergeht. Dann kommt *Phase One* von Black Merlin.

Die Melodie ist ausgehebelt. Und dann ist da nur noch eine Stimme, mit der alle rufen.

M M M

Um vier schaut die Nadel schon in die Auslaufrillen der Platte, als ich »Vorbei!« rufe und die linke Hand über meinen Kopf hebe. Die Leute grölen. Ich bin besoffen. K. hat mich die ganze Zeit mit Bier und Wodka Soda versorgt. Ohne Eis passt viel ins Glas. Hinter dem Pult merkt man nicht, wie betrunken man wird oder ist. Wodka fährt verzögert ein. Ich dränge an die Bar vor und atme tief aus. Auflegen wirkt bei mir wie eine Überdosis Kaffee, ich bin gleichzeitig aufgekratzt und unendlich müde. Schlecht ist mir immer noch.

Der gewaltige Arm, der sich immer wieder rechts in mein Blickfeld schiebt, will mir wahrscheinlich signalisieren, dass der Glatzkopf im karierten Velourhemd neben mir Interaktion haben will. Ich stecke mir eine Zigarette an und sehe zu ihm hoch. Sanfter Blick, kleine Lachfalten. »Woher kennst du J., hast du sie nicht gerade begrüßt?« Er stinkt nicht und heißt Gustav, ist älter, ein bisschen seltsam. Die akute Sozialfähigkeit, die sich in seiner prompten Reaktion äußert, hat er wahrscheinlich dem Alkohol zu verdanken. Die Antwort kommt sofort und ein bisschen holprig.

»J.? Sie ist Künstlerin. Bist du auch Künstlerin? Oder nur DJane?«

Nur DJane. »Ich bin auch Künstlerin, ja.«

Gustav spricht über seine Arbeit. Ich kenne sie schon, jeder kennt sie. In unserer Blase ist er als Mitbegründer der Post-Internet-Art – ein Trend, der Hochglanzoberflächen, die ein bisschen nach My-Little-Pony-Technokratie aussehen, mit sehr komplizierten Inhalten rechtefertigt – relativ bekannt. Seine Arbeiten verkauft er zu Preisen, die für mich, selbst am Anfang, als sich das, was ich da tat, noch wie der Beginn einer Karriere anfühlte, utopisch waren. In meinem Fall war das Ganze so etwas wie eine Scheinschwangerschaft. Alles fiel genauso schnell in sich zusammen, wie es sich aufgeblasen hatte. Vielleicht, weil die Konjunktur des Marktes so instabil ist wie die Schwärmerei der Galeristen für 22-jährige Künstlerinnen. Vielleicht, weil ich nicht so mitgemacht habe, wie es von mir erwartet wurde. Im Gegensatz zu mir ist Gustav eine dauerträchtige Gebärmaschine. Ein Goldkind nach dem anderen bringt er zur Welt. Bereits vor der offiziellen Eröffnung sind alle seine Ausstellungen immer ausverkauft. *The Great Loop Forward*. Und das schon seit Jahren.

Mit Emphase presst Gustav seine Lider fest zusammen und zieht die Augenbrauen hoch, während er mir erklärt, dass er als Konzeptkünstler mit der Transformation von Information arbeitet. Ich erzähle ihm von meiner Transformation von Information in der Musik. Ich bin

mir nicht sicher, ob er das versteht. Es ist mir schon oft aufgefallen, dass männliche Künstler sehr viel von sich selbst und sehr wenig von allem anderen verstehen. Vielleicht ist das Selbstermächtigung im Zuge des Geniekults: das ganze Pathos, mit dem das Versunkensein in der Materie und die Informationsselektion – die das freie Denken überhaupt erst ermöglicht – beschrieben wird und der aus Fachidioten geniale Nerds macht.

Ich will mich in ihm täuschen, hoffe, sein Nicken bedeutet, dass er die Idee verstanden hat. Schließlich ist sein Ansatz meinem nicht so fern, und er arbeitet mit künstlicher Intelligenz. Vielleicht ist er einfach unsicher und liebenswerter, als seine schmalen, wackelnden Lippen vermuten lassen. Wir trinken und rauchen. Strahlend erzählt er von seiner Frau, mit der er seit neun Jahren verheiratet ist und mit der er eine sechsjährige Tochter hat. Ich sehe ihn ungläubig an.

»Wie machst du das?«

Für eine Frau, die seit Jahren Teil der Kunstszene ist, in der jede Form von Beziehung mit gut manikürten Fingern zu Staub zerrieben wird, klingt dieses Modell nach Wahnsinn oder Lüge.

Gustav ist viel unterwegs, außerdem ist er die Inkarnation der wildesten Hochschlaffantasie jeder erfolgshungrigen Künstlerin. Nicht zu vergessen die aufpolierten Sammlergattinnen. Der ganze erotisierte Zoo schreit nach Totalzerfickung aller stabilen Lebensmodelle.

Ich frage mich, was er hier sucht. Das hier ist ein ehrlicher Ort, den niemand wegen guter Drinks oder der ausgefallenen Gesellschaft besucht. Auch nicht wegen der schönen Frauen. Man kommt wegen der Musik. Für mich ist er auch ein Rückzugsort von der Kunstszene, in der alles schmalziges Erzeugen von Intensität auf der Jagd nach der nächsten Einzelausstellung, den Hinterzimmern, der halbwegs guten Rezension ist.

»Wir sind frei und lassen uns alle Freiheit«, erklärt Gustav. Er wird ein bisschen nervös. Ich ziehe an seinem Velour und blicke ihm ins Gesicht: »Dann komm mit auf Toilette, ich blas dir einen.«

Auf seiner blanken, eichelartigen Glatze quillen sofort kleine Schweißperlen und bahnen sich ihren Weg über seine von dem ganzen Augenbrauen-Hochziehen knittig gewordene Stirn.

»So frei ist es nicht.«

Er schaut abwechselnd mich und sein leeres Glas an und stammelt weiter. Dann fragt er nach meiner E-Mail-Adresse. Es ist so klar, dass er zu nerdy ist, um nach meiner Nummer zu fragen oder Kontaktdaten in irgendeinem anderen sozialen Medium. Ich kann ihm das Angebot gerne nochmal per E-Mail schicken. Mit automatisierter Signatur. Er zieht seine Jacke über das Karomuster, sagt, er müsse jetzt gehen, fliege morgen nach Amsterdam. Er legt zehn Euro auf den Tisch und verlässt den Laden. Der Korb ist mir egal, solange er mich ein bisschen gespürt hat. Das reicht.

Jetzt hocke ich allein am Tresen. K. sitzt am anderen Ende der Bar. Das gleißende Weiß ihres Laptops, in den sie starrt, um das nächste Lied auszusuchen, wirft dunkle Flächen in ihr ebenmäßiges Gesicht. Nach den Sets der geladenen DJs lässt ihr Bruder sie vom Tresen aus auflegen und ihre Lieblingslieder spielen. Sie streicht sich das Haar hinter das Ohr, richtet sich wieder auf, zufrieden mit der Wahl des nächsten Songs, leert ihr Glas, nur um es sofort auf den Tresen zu stellen und dem Barkeeper zu signalisieren, dass er es wieder füllen soll.

Dafür, dass sie diesem Laden und dem Rauch hier selten entkommt, ist sie schon verwunderlich schön. Sie entdeckt mich und winkt mich lächelnd zu ihr. Wir trinken aus ihrer Tulpe. Ich habe schon eine ganz malzig stumpfe Zunge und leichte Einschränkungen, was meine Wahrnehmung und Urteilsfähigkeit angeht, der Abend muss trotzdem irgendwie abgerundet werden. K.s Porzellangesicht wirkt im Gegensatz zu den anderen hier so verdammt ausgeruht und gut durchblutet. Die Haut, die sich straff über ihre aufgerichteten, prallen Brüste spannt, glänzt. Es dauert nicht lange und wir küssen uns. Sie spielt lange Songs. Tapeaufnahmen, 20 Minuten. Ich ziehe sie auf die Toilette und stecke meine Hand in ihre Hose, ein wenig später mein Gesicht zwischen ihre Beine. Die folgenden drei Tracks laufen einfach durch. Nach dem nächsten Liedwechsel bringt sie Boris mit. Er küsst mich gierig, der Stoff seiner abgewetzten Jeansjacke schrubbt über meine Haut, während er seine Hand

in meinen Haaren vergräbt. Sofort klebt sein Geruch an mir. Es funktioniert richtig gut. Es ist dynamisch, eingespielt, die Berührungen sind sicher und fühlen sich nicht nach einem ersten Mal an. Ich erlebe das öfter mit Paaren, die einen einfach mittragen in ihrem Rhythmus, man darf nur nicht widerspenstig sein, muss sich einlassen, den Rhythmus verstehen, bevor man zupackt und zu dirigieren beginnen kann. Dann fühlt es sich an, als würde man binnen Minuten ein neues Instrument in Perfektion beherrschen.

Wir spielen einen ungarischen Tanz.

Geführt von Boris' sonorem Stöhnen, windet sich K.s wendiger Körper um meinen, während sich meine Finger um Boris' Schwanz schließen. Es ist nicht vulgär. In der Intensität ist es fast züchtig, wie eine rahmende Struktur, eine Partitur, ein Gemälde von Vermeer.

Meer

Ich bin die Lautenspielerin.

Diese Nähe, die auf einmal da ist, ist ein intimes Eingeständnis von Anziehung, keine künstliche Aufladung, sondern Umsetzen geteilter Erwartungen. Es ist zur Hälfte Sex und zur Hälfte eine Idee. Der Akt, das Ficken selbst, ist das Ausmalen der Erwartung. Die weißen Fliesen, der

Pissegeruch, der nasse Boden aquarellieren. Die beiden sind ekstatisch, weil sie sich das so vorgestellt haben. Ich nicht. Ich will die Situation einfach mitnehmen. Wissen, was passiert, wie es endet, wo wir landen, und ob da noch etwas Unerwartetes kommt. Ich bin fast mechanisch. Ein Programm, das sich selbst beibringt, soziale Kompatibilität in Datenpools sexueller Erfahrung einzuspeisen, aus denen neues Verhalten konfiguriert wird, eine Ressource für die Optimierung künstlicher Intelligenz. Der Algorithmus scheint mir ziemlich einfach zu sein.

K. muss das nächste Lied auflegen und verlässt die Toilette.

Irgendwas in Boris' Augen sagt mir, dass er mich braucht. Ich fühle mich wie das Werkzeug einer höheren Macht. Ich ziehe seinen Hosenbund weiter nach unten und halte seinen Schwanz mit einer Hand fest. Die andere Hand steck ich ihm erst in den Mund, dann in seinen Arsch.

Seine Augen schauen mich nass und klar an. Boris sieht erlöst aus. Ich gebe seinem Schwanz eine Ohrfeige und halte ihn wieder fest. Ich ohrfeige ihn noch mal, schlage ihn von beiden Seiten. Boris stöhnt erregt auf und guckt verliebt.

Ich ziehe meine Hand langsam nach vorne. Halte sein Ding noch mal mit beiden Händen und höre auf. Jemand kratzt an der verschlossenen Toilettentür, ich schließe auf, zucke im Vorbeigehen mit den Schultern, wasche mir die Hand und mein Gesicht und setze mich wieder an die Bar.

Ich schmunzle. K. hat Koks aufgetrieben. Sie zeigt mir die Eppendorfer Tube wie ein Schulkind eine geklaute Süßigkeit. Ich ziehe meinen Hausschlüssel aus der Hosentasche und biete ihr die Spitze unterm Tresen an.

Die Luft ist stickig, es riecht nach Schwanz, das bin wahrscheinlich ich. Franz setzt sich neben mich und kipzelt auf dem Barhocker hin und her. Zwischen den schwarzen Locken glimmt eine selbstgedrehte Zigarette. Auf seinem Unterarm ein Tattoo – eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt. »Erinnert mich an mich«, raune ich ihm zu und lächle ihn an. Er schaut mich an und lächelt zurück. Ihn will ich auch haben: als Trophäe, als Zeichen des Triumphs über das Risiko. Ein Initiationsritual für meinen Bund der jagenden Gejagten. Vom Neophyten zum Mann. Er ist Katholik und das hier ist meine Bar Mizwa. Ich schaue ihn an und nehme seine Hand.

Wir gehen aufs Klo.

Franz wird schnell hart und ich werde langsamer. Ich baue mich vor ihm auf und erkläre ihm, dass wir jetzt aufhören sollten, wenn er nicht mehr an mich denken will. Dann muss er auch kein Schuldgefühl haben, weil er doch eine Freundin hat. Er hält mich entgeistert an den Oberarmen fest, starrt mir in die Augen, bittet mich weiterzumachen.

Er kommt in meinen Mund und auf meine schwarze Jeans. Ich wische mir über das Gesicht und verlasse die Toilette, um wieder bei K. zu sitzen und ihre Musik zu

hören: *Amour Fantôme* von Sapho. Sie schüttelt fassungslos den Kopf, als ich auf sie zulaufe.

»Ist das Sperma an deiner Hose?«

»Ja.«

»Ist es von Boris?«

Ich lache los, setze mich hin und sage: »Nein.« K. schaut entsetzt, Boris übermütig in meine Richtung.

Wir atmen kurz durch. Boris vertieft sich in ein Gespräch mit dem Underground-Resistance-Shirt, das sich mit seinem beeindruckenden Bizeps an der Bar abstützt. Nach einer Weile lacht er auf und tippelt zu mir herüber. Dave, so heißt das Shirt, würde das auch gerne tun, was wir da gerade getan haben. Es folgt eine kurze Diskussion zwischen den dreien, die darüber spekulieren, wie das denn theoretisch aussehen könnte. »Dann lass uns doch alle rüber zu uns in den Laden und noch ne Line ziehen«, lechzt K. auf Koks im völligen Erlebnisrausch. Ich verstehe die Aufregung nicht. Ich habe keine Lust mit Dave zu schlafen, aber er kann zuschauen. Wir gehen.

Boris wohnt in seinem Laden. Vorne stapeln sich Platten, aufgerissene Kisten, Teetassen, Flaschen und Aschenbecher. Hinten ist K.s und sein Schlafzimmer. Es riecht nach Hund und nach Duftbaum. K. sitzt oben ohne auf der Couch und zerkleinert das Koks.

Dave trägt nur seine weißen Turnschuhe und seinen weißen Körper. So sieht es mehr nach *Big Brother* aus als nach Orgie. Boris und ich sitzen angezogen auf dem Boden, legen Platten auf, reden. Von dem, was sich alle

vorgestellt hatten, passiert nichts. Ich habe keine Lust, Gruppensex-Babysitter zu sein, vor allem nicht, wenn es dabei nur um mich geht. Ich verschwinde nach hinten, lasse mich aufs Bett fallen.

Was will ich hier? Das mit dem Wollen ist so vertrackt. Kann man sich allen Ernstes die Frage stellen, ob von allen immer nur gewollt werden wollen, wollen sein kann? Selbst wenn ich jetzt ganz laut sage, dass ich will, dass das hier mein Wollen ist, dann passiert das als Reaktion auf einen Mangel. Ich habe die Opposition aufgegeben. Ich bin ausgetreten. Ich will nicht mehr wollen. Ich will, in all seiner Unmöglichkeit.

Gerade weiß ich, dass ich nicht mehr will.

K. legt sich neben mich. Sie fasst mich nicht an und ist auch nicht müde, aber ich glaube, dass ihr das auch zu viel war und sie nicht wollte, dass ich am Ende in der Mitte liege.

Das ist der Moment, an den man nicht gedacht hat, als man mit Dreiern und Orgien liebäugelte. Es ist ja irgendwie Irrsinn zu glauben, man könnte sich ganz freimachen. Denn auf einmal ist sie da, die Zärtlichkeit in der Berührung, die Sympathie für die feinen Härchen, die Hingerissenheit. Du siehst dir dabei zu, wie du wegsiehst. Postsexuellen Sex gibt es nicht.

Boris kommt ins Schlafzimmer. Sein Schwanz ist steif und es sieht so aus, als wolle er mich motivieren. Er legt sich neben mich auf die andere Seite, obwohl da fast kein Platz ist, drängt sich an mich und ignoriert

K.s Wunsch, das Ganze zu lassen. Er versucht, mit mir Blickkontakt zu halten. Ich inszeniere etwas ungeschickt meinen Schlaf und öffne ab und an die Lider. Er stupst mich mit seinem Teil am Schenkel an. Das machen alle Männer, die realisiert haben, dass die Frau keine Lust hat oder zu müde ist, um Sex zu haben. Wie ein Streber, der verzweifelt mit dem Finger schnipst.

Die Lehrerin wendet sich ab.

Wir schlafen.

M M M

Ich wache früh auf und nutze die Verschlafenheit der anderen, um zwischen den Körpern unten aus dem Bett zu rutschen, klaue mir eine Unterhose und ein T-Shirt von K. Dave liegt auf dem Boden neben dem Doppelbett. Er ist nackt. Es ist irgendwie erbärmlich.

Als ich den Schlüssel umdrehe, um aus dem Laden zu kommen, spüre ich K.s Hand auf meiner Schulter.

»Is noch was?«

Ich streichle ihr über die Wange, sie sieht müde und jung aus wie ein Welp.

»Können wir das nochmal machen? Vielleicht ohne Dave, weißt du, was du da machst, Boris will das. Ich hab mit ihm schon mal darüber gesprochen, dass er jemanden dabeihaben möchte, der es so macht wie du. Er hat mir einen Dildo geschenkt. Ich hab ihn in der Bettritze gefunden, total dreckig. Er hat ihn selbst benutzt, glaube ich. Treffen wir uns wieder?«

Ich schüttle den Kopf.

MMM

Mein Kater lässt alles anstrengend und laut sein. Die Plattentasche schneidet in meine Schulter, das Poltern auf dem Asphalt hämmert monoton gegen meinen Schädel. Die kalte Luft und das grelle Grau tun gut. Ich bereue nicht, den Sex nicht durchgezogen zu haben. Nicht weil ich mich sonst schmutziger fühlen würde, sondern weil ich schon bekommen hatte, was ich wollte.

Die Scham wirst du nicht so einfach los. Die Gier übersteigt den Stolz nicht und die Erziehung jedes guten deutsch-christlichen Haushalts lehrt uns, dass der eigene Körper unantastbar ist und einer sakralen Pflege bedarf.

Self Care. Du kratzt dir die Hautschuppen aus deinen Fingernägeln, leckst dir das Fell weich, damit du bessere Beute, wirst und trägst die Verantwortung, wenn du dich schmutzig gemacht hast.

Wie macht man sich schmutzig? Mit dem Sex, der Penetration, der Befruchtung? Für was genau muss man Beichte ablegen? Vielleicht kommt das Schamgefühl mit dem Lustempfinden oder dem Orgasmus, der oft sowieso ausbleibt? Oder durch den Mangel an Lust, die man empfinden sollte, weil nicht zu genießen Widerspruch heißt. Wenn du es trotzdem tust, obwohl du weißt, dass du es nicht willst. Weil du deiner eigenen Geschichte nicht widersprechen kannst. Die Scham schafft Sicherheit. Der Ekel, der dir die Schenkel hochkriecht, wenn

diese Finger zum ersten Mal unter das angeschwitzte Nylon deiner Leggings fahren. Der Cassisgeschmack auf der Zunge, die sich aus dem Morgenbieratem herauslöst und deinen vom Ibuprofen pelzigen Mund erkundet. Das getrocknete Sperma auf dem hellgelben Laminat, der feuchtwarme, fremde Geruch an deinen Handflächen. Dieser Moment war für mich immer einer der wenigen, in denen ich das Gefühl hatte, bei mir zu sein.

Die Scham, die Gier, die Angst gehören zu einem Skript, das für mich geschrieben wurde. Wackelige Kulissen, schlecht sitzende Perücken, fettige Schminke pappt tief in großen Poren, während das Dudeln der Loungemusik dein Stöhnen dämpft. Es hat lange gedauert zu verstehen, dass ich selbst in diesem Stück keine Rolle spiele.